



IRMGARD
KEUN

Ferdinand,
der Mann mit
dem freundlichen
Herzen

ROMAN



ullstein

Das Buch

Ferdinand, der Mann mit dem freundlichen Herzen, kann nicht Nein sagen. Deshalb wird er Luise nicht los, seine Braut, die ihn gegen seinen Willen heimgeführt hat und ihm auch während des Kriegs treu geblieben ist. Zurück in der Heimat macht er sich auf die Suche nach einem Mann für sie ...

Ein scharfzüngiger, heiterer Nachkriegsroman und ein treffendes Porträt seiner Zeit – ein ganz besonderes Fundstück aus dem Werk Irmgard Keuns.

Die Autorin

Irmgard Keun, 1905 in Berlin geboren, feierte mit ihren beiden ersten Romanen, *Gilgi – eine von uns* und *Das kunstseidene Mädchen*, sensationelle Erfolge. 1935 ging sie ins Exil und kehrte fünf Jahre später mit falschen Papieren nach Deutschland zurück, wo sie unerkannt lebte. Im biederem Literaturbetrieb der Nachkriegszeit konnte sie zunächst nicht an die Erfolge ihrer ersten Bücher anknüpfen, bis ihre Romane Ende der siebziger Jahre von einem breiten Publikum wiederentdeckt wurden. Irmgard Keun starb 1982 und zählt heute zu den wichtigsten deutschsprachigen Autorinnen des 20. Jahrhunderts.

Ich schreibe eine Geschichte

Es wundert mich, daß es Menschen gibt, die Geld bei mir vermuten. Angefangen hat es mit dem Taschendieb. Gedenkt hat es mit Heinrich, der erstaunt war, weil ich fünfzig Mark Vorschuß von ihm haben wollte für die Geschichte, die ich ihm schreiben soll.

Ich habe noch nie eine Geschichte geschrieben, aber Heinrich hat mich darum gebeten, und ich kann nicht gut »nein« sagen, wenn man mich um etwas bittet. Seit einer Woche ist Heinrich Redakteur der überparteilichen Wochenzeitschrift »Die Morgenröte«, und er ist ein seiden-sanfter, guter Mensch.

Ich habe mir eine Flasche Mosel gekauft und eine Pakkung belgische Zigaretten und mich in mein Zimmer bei der Witwe Stabhorn gesetzt, um zu dichten. Frau Stabhorn hat mich mit einem Stück Kopierstift und dem zerknautschten Schulheft eines ihrer Enkel unterstützt. Das Papier ist willig, aber mein Geist ist schwach. Was soll ich schreiben?

Der Mosel schmeckt lasch und trübe wie die schal gewordene Menschenliebe eines unglücklich verheirateten Winzers. Die belgischen Zigaretten schmecken nach ranzi-

gem Heu. Ich war während des Krieges nicht in Belgien, ich habe nie einem Belgier etwas Böses getan. Falls es sich bei diesen belgischen Zigaretten nicht um eine Kollektivstrafe, sondern um einen individualistischen Racheakt handeln sollte, ist wieder mal ein Unschuldiger das Opfer geworden. Graue Wehmut lähmt mein Denken. Und ich hatte mir Anregung durch Genußmittel versprochen.

Mein Zimmer bei Frau Stabhorn – Witwe Emmy Stabhorn, geborene Baske – ist kein richtiges Zimmer, sondern ein schlauchartig in die Länge gezogener Sarg, der die Wohnküche der Stabhorns mit ihrem Schlafzimmer verbindet. Es ist ein Durchgangszimmer ohne Türen. Die Tür zur Küche ist im letzten Kriegsmonat von der Nachbarin Lydia Krake entwendet und zerhackt worden. Wenigstens behauptet das Frau Stabhorn. Sie hatte den Verdacht, und ein einäugiger Hellseher aus der Engelbertstraße hat ihn bestätigt. Trotzdem wurde Lydia Krake von Zeit zu Zeit Frau Stabhorns beste Freundin.

Beide betrieben vor der Währungsreform einen vielseitigen Schwarzhandel. Sie betrieben ihn mit jener zähen Nervosität und hektischen Besessenheit, die den abenteuerlichen Finanzaktionen alternder Frauen den feurigen Glanz einer Art von Sexual-Abendrot verliehenen.

Lydia Krake lieferte zeitweilig beträchtliche Mengen Fleisch, dessen Herkunft trübe und ungeklärt blieb. Für mich. Man vertraute mir, aber man weihte mich nicht ein. Um es genau zu sagen: man nahm mich nicht für voll.

Weil ich Hunger hatte, habe ich mal von dem Fleisch gegessen. Wahrscheinlich bot man es mir an, um zu sehen,

wie sein Genuss auf den menschlichen Körper wirkt. Karitative Affekthandlungen lagen weder Frau Stabhorn noch Frau Krake. Das Fleisch hat mir nicht geschadet, es hat mich erfrischt. Zu den mir bisher bekannten Fleischsorten gehörte es nicht. Vielleicht war's das Fleisch exotischer Tiere, die in einem zoologischen Garten gestorben waren. Hoffentlich war's kein Menschenfleisch. Menschen sind oft nachwirkend unbekömmlich.

Der einäugige Hellseher war ebenfalls an dem Fleischhandel beteiligt, bis er eines Tages in häßlichen Gegensatz zu Stabhorn und Krake geriet. Zur tiefen Genugtuung der Damen mußte er später ins Gefängnis wegen Lebensmittelkarten-Fälschung. Am Tage seiner Verhaftung schwelgten seine Gegnerinnen in Freundschaft und Harmonie. Sie legten einander die Karten, reumütig zum Brauchtum ihrer Mütter zurückkehrend. Ihr Glaube an die magischen Fähigkeiten des Hellsehers war erschüttert worden. Kurz darauf entzweiten sich die Damen eines sanft schiebenden Theologiestudenten wegen, dem Frau Stabhorn hundert elastische Strumpfbandgürtel in Kommission gegeben hatte. Lydia Krake hatte Geld in die Strumpfbandgürtel investiert. Der Theologiestudent verschwand spurlos. Gott mag wissen, was er mit den Strumpfbandgürteln gemacht hat. Neulich traf ich ihn vor einer Reibekuchenbude. Er habe umgesattelt und studiere jetzt Jura.

Durch die türenlose Öffnung zur Küche strömen die Stabhornschen Enkel. Sie schaukeln gern an der klebrigen Portiere, die mein Zimmer von Stabhorns Schlafraum trennt. Nachts höre ich Frau Stabhorn schnarchen. Tagsüber

fällt alle zwei bis drei Stunden die Portiere herunter. Es gehört zu meinen Aufgaben, sie immer wieder zu befestigen.

Die Decke meines Zimmers besteht aus Löchern. Das Haus leidet an natürlicher Altersschwäche. Es erinnert an einen gichtkranken Armenhäusler, der beim besten Willen nicht weiß, wozu und für wen er noch gut riechen und sich rasieren soll. Auch in seiner Jugend kann dieses Mietshaus nicht reizvoll gewesen sein. Es trägt keine Spuren ehemaliger Schönheit – wie die alten Fürstinnen in den Romanen des Fin de siècle sie trugen. Dafür trägt es Spuren des Krieges.

Ich habe mehrfach versucht, die Löcher in der Decke zu vergipsen. Wahrscheinlich taugt der Gips nichts, denn er fällt immer wieder runter – zur Freude der Enkel, die damit Hüpfekästchen auf den Fußboden malen.

Die Familie Stabhorn besteht aus Frau Stabhorn und vielen kleinen Enkeln. Hin und wieder erscheinen auch Töchter und Schwiegersöhne der Frau Stabhorn, um die bereits vorhandenen Kinder lärmend und liebevoll zu begrüßen und ein neues Kind abzuliefern. Das Geschlecht derer von Stabhorn scheint fruchtbar und lebenskräftig.

Ich weiß, daß mangelnde Kinderliebe einen zum Ekel und Abscheu jeglicher Partei und der einschlägigen religiösen und unreliгиösen Weltanschauungen macht. Kinder sind die holden kleinen Blüten im häßlich verrotteten Garten unseres Lebens. Augenblicklich versuchen ein paar holde kleine Blüten, mit Gips vermengte Marmelade an meine Arme und Beine zu kleben.

Frau Stabhorn schwarzhandelte nämlich unter anderem

auch mit Marmelade. Irgendein Schwiegersohn von ihr sitzt an einer Marmeladenquelle. Überall stehen Marmeladeneimer, die ganze Wohnung klebt von Marmelade. Nach der Währungsreform hatte die Marmeladenflut für einige Zeit ausgesetzt. Die Marmeladenreste an Möbeln und Kindern begannen einzutrocknen und weniger zu kleben. Jetzt aber ist alles wieder beim alten. Überall Marmelade. Eine giftig süße, giftig rote Marmelade. Eine ausgesprochen bösartige Marmelade, deren Genuss die Lebensfreude dämpft.

Ihrem Geschmack nach müßte die Marmelade eine grüne Farbe haben – giftgrün wie Absynth oder bläulich-grün mit einem Stich ins Violette wie der künstlerisch gestaltete Alldruck eines gemütskranken Malers.

Man ißt ja vieles, wenn man Hunger hat, aber ich glaube, wenn diese Marmelade auch noch grün statt rot wäre, würde ich sie nicht runterkriegen. Warum eigentlich nicht? Warum wäre mir eine blaue Tomate zuwider? Oder ein zitronengelbes Kotelett? Handelt es sich um ererbte Gewohnheit, um biologischen Konservatismus? Auf wieviel Vorurteilen mag ich mich wohl noch ertappen, wenn ich ernsthaft nachdenke?

Ich könnte eine tiefschürfende Betrachtung oder eine surrealistische Elegie über die Marmelade schreiben. Aber ich glaube, dann würde Heinrich sagen, daß seine Leser so etwas Niederdrückendes nicht wollen. Oder ich müßte die Marmeladengeschichte für den Durchschnittsleser unverständlich und erhaben gestalten – etwa in der Art des späten Hölderlin oder des frühen Rilke. Unverständliches

wird vom Leser immer respektiert. Er bildet sich ein, er verstehe es, und das hebt sein Selbstgefühl.

Hin und wieder wird mein Zimmer von der Witwe Stabhorn durchhüpft. Ihr gefahrvolles Dasein hat sie nicht zerstört, sondern munter und jugendlich erhalten. Manchmal habe ich häßliche Gedanken und wünsche, sie möge ihre Enkelchen verprügeln, statt sie ständig mit Marmelade spielen zu lassen. Aber sie prügelt nicht. Sie ist von einer heiteren Aufgeregtheit und hüpfte. Früher umhüpfte sie oftmals mein Bett. Nicht aus Fleischeslust, sondern weil sie unter meiner Matratze ihr schwarzes Zigarettenlager hatte. Ich weiß zwar nicht, um was man die Witwe Stabhorn außer ihrer Heiterkeit beneiden könnte, aber sie wird beneidet. Neidische Nachbarn, so behauptete sie wenigstens, hetzten ihr zeitweilig die Kriminalpolizei auf den Hals. Ich mußte dann im Bett liegen, als armer, kranker Heimkehrer. Die Witwe Stabhorn weinte vor Rührung und Mitleid, wenn sie zu den Polizeibeamten von mir sprach. Nie ist mein Bett nach unerlaubter Mangelware durchsucht worden. Es geschah sogar, daß Polizisten mir von den Zigaretten anboten, mit denen sie kurz zuvor bestochen worden waren.

Auch über mein Bett könnte ich schreiben. Am Kopf- und Fußende hat es Gitter aus jämmerlichem Metall. Wer mag so was erfunden haben? Warum mag er es hergestellt haben? Wozu die Materialverschwendug? Wären die Gitter seitlich, so hätte das immerhin den Sinn, daß man als wütster Gewohnheitsträumer nicht rausfallen kann. Aber welcher Mensch ist je am Kopf- oder Fußende aus dem Bett gefallen? Also wozu die Gitter? Als Schmuck? Wer hält eine

Nachahmung von Zuchthausgittern für Schmuck? Ich will nicht darüber schreiben. Leser mögen sicherlich keine Schilderungen von Zuchthausgittern, geborstenen Sprungfedern und den psychoanalytischen Abgründen eines Betttenfabrikanten.

Wie komme ich überhaupt dazu, eine Geschichte schreiben zu müssen?

Mit dem Taschendieb hat's angefangen. Ich stand am Opernhaus und wartete auf die Straßenbahn, um zu meiner Kusine Johanna zu fahren.

Der Novembermittag war grau wie eine ganze Waggonladung voller Fuß- und Bettage. Gott verzeih mir die Sünde, ich habe was gegen den Fuß- und Betttag. Es beleidigt mein demokratisches Freiheitsgefühl, von irgendeiner Instanz, die mein Innenleben einen Dreck angeht, zur Buße angehalten zu werden. Bei unserem verruchten Klima ist der November ohnehin nichts anderes als eine einzige Buße, ob man nun büßen will oder nicht. Es müßte alles getan werden, um die armen Menschen in diesem Monat aufzumuntern. An jeder Straßenecke sollten Rotwein-Fontänen sprudeln, Flugzeuge blühenden Flieder vom Himmel schütten, vor Heiterkeit berstende Musikkapellen durch die Stadt ziehen. Rathäuser, Finanz- und Postämter sollten mit roten Lampions geschmückt sein, die Beamten Papageienfedern und Blumenkränzchen tragen und Staatsanwälte und Richter die Verhandlungen durch flotte Tanzdarbietungen unterbrechen. Regierungsoberhäupter, Wirtschaftspolitiker und ähnliche Geschöpfe dürften keine einzige Rede halten und zu keiner einzigen ernsten Frage des Tages Stellung nehm-

men – allenfalls dürfen sie ein Karussell zur kostenlosen Unterhaltung verwahrloster Jugendlicher bedienen.

Ein lockerer Lebenswandel müßte von zuständigen Stellen empfohlen werden. November und Nebel und Grau und Moral und Buße – das ist zuviel. Das zehrt am Mark des schaffenden Bürgers, das nagt am Lebensgefühl, das bringt den widerstandsfähigsten Volkskörper auf den Hund.

Ich stand an der Haltestelle im nieselnden Grau und dachte mir allerhand Buntes aus, um meine seelische Landschaft etwas zu beleben. Durch meine porösen Sohlen kroch wurmige Feuchte.

Als die Straßenbahn kam, setzte ein Gedränge ein, als würden im Wagen Tausendmarkscheine verteilt. Die Menschen drängten mit einem Fanatismus, als müßten sie zum Sterbebett ihrer Geliebten oder zum letzten Rettungs-Luftboot nach dem Mars.

Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, daß diese finster Drängenden vielleicht nur nach Haus wollen. Oder ins Geschäft. Oder in irgendeinen Dienst. Ellbogen wurden spitz, Muskeln gestrafft, Lippen schmal vor Entschlossenheit. Der Blick der Augen wurde hart und gespannt. Greisinnen kämpften mit muskelharten Arbeitern, mit bleich entschlossenen Büroangestellten und verbissen wütenden Hausfrauen um den Platz an der Sonne. Kinder heulten auf, von rasenden Müttern in den wüsten Nahkampf gezerrt. Jugendliche quetschten sich mitsamt Mappen in das gequälte Gewühl – sie hatten eine ausgezeichnete Quetschtechnik. Sie überholten alle, nur eine alte Frau nicht. Die gab nicht nach, die wich nicht zur Seite, ihr Einholenetz voll erdiger Möhren

schob sich den Nachdrängenden in Haar und Gesicht. Sie stand auf dem Trittbrett, sie hielt den Griff mit der Linken, ihr Filzhütchen hing schief – sie drängte weiter, sie hatte die Plattform erobert, sie roch den Schweiß des Wagenführers. Sie hatte gesiegt! Ihre Augen blickten irr, sie keuchte. Vielleicht trainiert sie, um zur nächsten Olympiade zugelassen zu werden.

Das Ziel einer lebensgefährlichen Drängelei müßte doch für einen vernünftigen Menschen ein Paradies sein. Soweit man sich ein Paradies auf Erden vorstellen kann. Ich stelle es mir jeden Tag anders vor. Heute stelle ich es mir vor als ein sanftes Lager aus Wolken in lächelndem Licht, in blauem Himmel. Irgendwo sind orangene Kugeln und samtene Blätter aus Silber und dunklem Grün. Ein glühend rosa Flamingo fliegt mit der weit entfalteten Kraft eines in einsamer Weisheit gesättigten alten Adlers und singt dazu mit der Zartheit einer soeben erblühten Schlüsselblume am Waldeshang. Wie eine Nachtigall.

Mir fällt ein, daß ich noch nie eine Nachtigall gehört habe. Die Nachtigall ist der wichtigste Vogel der Literatur. Keine schlechte Lyrik ohne Nachtigall, keine gute Lyrik ohne Nachtigall. Die Nachtigall schluchzt, die Nachtigall weint, die Nachtigall singt und flötet. Seit vielen hundert Jahren zehren die Dichter von der Nachtigall. Ich habe so viel von der Nachtigall gehört und gelesen, daß ich ehrlich glaubte, ich kenne Nachtigallen mitsamt ihrem süßen Gesang durch und durch. Dabei habe ich noch nie eine Nachtigall gehört. Da sieht man, wie suggestiv Propaganda wirken kann, und

ich habe immer gedacht, ich könne auf Propaganda nicht reinfallen. Ob es denn wirklich Nachtigallen gibt?

Man weiß ja nie, ob man morgen noch lebt. Wenn ich im nächsten Sommer noch lebe, will ich eine Nachtigall hören. Hoffentlich vergesse ich es nicht. Man vergißt so viel und versäumt so viel. Ob alle die Dichter, die Nachtigallen bedichten und besingen, jemals eine Nachtigall gehört haben – mit eigenen Ohren?

Doch Nachtigallen hin und Nachtigallen her, ich möchte keine Geschichte von Nachtigallen schreiben, obwohl die Tagespresse es schätzt, wenn Autoren über Dinge schreiben, von denen sie nichts verstehen. Tiefe Unkenntnis wirkt auf weite Kreise der Leserschaft überzeugend, auf weitere Kreise liebenswert. Dem kritischen Rest kräftigt sie das Selbstbewußtsein, bestätigt ihm seine Überlegenheit und ermöglicht ihm Protestaktionen, die sein geistiges Muskelgewebe vor Erschlaffung bewahren. Ich nehme auch an, daß Nachtigallenthemen kontrollrätlich erlaubt sind und von der Mehrzahl unserer augenblicklichen deutschen Diktaturen nicht beanstandet würden. Aus Gründen der Sittlichkeit wird heute vieles beanstandet. Diktaturen sind immer sehr streng in bezug auf das, was sie unter sittlich und Volksmoral verstehen. Die ehemalige deutsche Diktatur hat sich, nach Art niederer Lebewesen, durch Spaltung fortgepflanzt und heißt jetzt Demokratie.

An der Haltestelle drängte ich nicht mit. Ich habe Zeit in Hülle und Fülle, und was man hat, soll man auch mit Bewußtsein genießen. Während ich wartend stand und genoß, fühlte ich auf einmal eine Hand in meiner Tasche krab-

beln. Ich griff nach der Hand und hielt sie fest am Gelenk. Ein Mann in mittleren Jahren wollte mich meiner Schätze berauben. Der arme Kerl. Ich besaß nur noch eine Knips-karte mit einer freien Fahrt, und die befand sich in meiner anderen Tasche. »Gehen Sie langsam, rennen Sie nicht, in Ihrem Beruf muß man Aufsehen vermeiden«, sagte ich zu dem Mann und ließ sein Handgelenk los. Wie besessen rannte er über den Rudolfplatz. Ein Anfänger wahrscheinlich, ein Amateur.

Ich fühlte mich geschmeichelt, daß der Mann mich be-stehlenswert gefunden hatte. Ich trage nämlich weder Hut noch Mantel, sondern nur ein etwas eigenartiges Wäms-chchen mit apartem kleinem Schoß. Es hat etwas vom New Look, und ich habe es mir selbst geschniedert aus einem Damenmantel mit Vorgeschichte, damals, als ich aus der Gefangenschaft gekommen bin. Meine Kusine Johanna be-hauptet, ich sähe wie ein Leierkastenaffe aus. Leierkastenaf-fen sind rührende Tiere. Ich würde aber lieber etwas im-po-nierender aussehen.

Während ich mich noch über den Taschendieb freute, fuhr die Bahn fort, und ich wurde kraftvoll und leutselig auf die Schulter geklopft. Es war mein Vetter Magnesius, er ist ein berüchtigter Schulterklopfen. »Komm mit, ein Glas Bier trinken«, sagte er, und wir gingen in die nächste Wirtschaft.

Ich war erstaunt über Magnesius' Großzügigkeit. Zwar gibt er gern, aber nur sich selbst. Er ist ein Mann in Glanz und Rosa. Leute, die unter Fleischmangel leiden, könnten Lust bekommen, ihn mal in die Backe zu beißen. Wieso ich mit ihm verwandt bin, weiß ich nicht recht. Ich bin mit so

vielen Menschen verwandt, überall auf der Welt habe ich Verwandte. Meine sämtlichen Großeltern und Eltern haben Kinder über die Erde gestreut wie der Prinz Karneval Konfetti. Ich habe auch Verwandte, die Geld haben, aber die meiden mich wie eine Pestbazille. Armut ist nicht nur eine Schande, sondern auch die einzige Schande. Als Millionär kann ich ruhig auch mal im Zuchthaus gesessen haben, ohne an gesellschaftlicher Achtung einzubüßen.

»Du hättest ihn nicht laufen lassen dürfen«, sagte Magnesius. Er hatte das Ereignis mit dem Taschendieb beobachtet.

Du lieber Himmel, warum sollte ich den Mann nicht laufen lassen? Seit ich denken kann, sind überall auf der Welt Menschen damit beschäftigt, mich zu vernichten. Kriege denken sie aus für mich, wirtschaftliche und politische Katastrophen. Kleine Bomben, große Bomben, Atombomben, Super-Atombomben, Todesstrahlen, Giftgase und andere Schweinereien. Alles für mich. Und da soll ich einen biederer kleinen Taschendieb böse und gefährlich finden? Ich kann höchstens ein schlechtes Gewissen haben, weil ich den Mann enttäuschen mußte.

Magnesius findet meine Moral bedenklich, das hat er von jeher getan.

»An die Allgemeinheit hast du zu denken, Ferdinand, an das Wohl der Allgemeinheit.« Er hebt einen runden, rosigen Babyfinger. »Wo kämen wir hin, Ferdinand, wenn jeder so dächte wie du!«

Wo käme Magnesius hin? Wenn er von Allgemeinheit spricht, meint er sich. Er ist ein netter Mensch und sich

selbst das All, rund wie ein Globus. Als ich aus der Gefangenschaft kam, suchte ich ihn auf. Vielleicht hätte er mich als Chauffeur beschäftigen können oder als Bürodiener. Ich bin nicht ehrgeizig und eigne mich zu subalternen Beschäftigungen. Aber Magnesius wollte nichts von mir wissen. In mittellosen Verwandten sieht er eine akute Gefahr. Almosen gibt er prinzipiell nicht. Zweifellos hat er recht. Wenn reiche Leute gebefreudig wären, wären sie nicht reich.

Ich glaube, augenblicklich handelt Magnesius mit Schrott. »Zum Wohl, Magnesius, auf deine Gesundheit.«

Soldat ist er nicht gewesen und fühlt sich nun als Pazifist, Anti-Militarist und Märtyrer – wie's gerade gewünscht wird. Er ist stolz auf die Geschicklichkeit, die er während des Krieges aufgebracht hat, um nicht eingezogen zu werden. Magnesius gehört zu jenen breitgesäßigen Männern, die gefeit sind. Wo sie sind, fallen keine Bomben. Schiffe, auf denen sie fahren, gehen nicht unter. Züge, in denen sie sitzen, entgleisen nicht, zumindest bleibt der Waggon, in dem sie sich befinden, unbeschädigt. Die jeweils herrschende Weltanschauung paßt sich ihnen an. Geld haben sie immer, und zu essen haben sie auch immer.

Intelligent ist Magnesius nicht. Meine Kusine Johanna findet ihn sogar dumm. »Oh, Ferdinand«, sagte sie, »ich verstehe es nicht. Er ist dumm wie ein Politiker oder ein wildes Kaninchen, aber noch nach fünf weiteren Kriegen wird er aus Bombenkratern Speiseöl und Schinkenspeck gewinnen. Er wird keinen Knollenschnaps, sondern französischen Likör trinken, wenn's Europa schon längst nicht mehr gibt. Nach der hunderttausendsten Währungsreform wird er so-

fort wieder taufrisches Geld haben. Er wird mit Gespenstern Geschäfte machen, wenn keine Menschen mehr da sind, er wird ...«

Natürlich wird er. Gerade weil er nicht intelligent ist. Kaninchen sind auch nicht intelligent, aber was sie an Futter brauchen, das wissen sie wohl zu finden. Besser als Kant, Kopernikus, Mozart, Rembrandt.

Prost, Magnesius! Einmal wird ihn der Schlag treffen, sanft und freundlich, und dann wird er Gott oder dem Teufel einen Stoff, aus nichts gemacht, für besonders gut wahlende, dauerhafte Gewänder andrehen oder für Mond und Sirius einen Posten antik gewordenes Verdunklungspapier absetzen. Leben wird er, und gut wird er leben, auch wenn er tot ist.

Soll ich eine Geschichte von Magnesius schreiben? Lieber nicht. Deutschland soll umerzogen werden zur Demokratie. Wann hätte je Erziehung ein gewünschtes Resultat gehabt? Die Welt klimmt in Waffen, der innerste Erdkern wurde zum glühenden Uniformknopf, Laboratorien werden zu Superarsenalnen, doch Anti-Militarismus ist Gebot. Warum und wozu? Jeder General ist ein harmlos-süßes Parameilchen im Vergleich zu einem Chemiker. Und Magnesius? Der ewig Krieg-Feindliche? Der ewig Krieg-Liebende? Der da erntet, wo das Leben nichts hinstreute, und der Tod säte? Ich kenne junge und alte Soldaten, die den Krieg haßten wie die Stimme ihres Unteroffiziers und den Frieden liebten wie die Lippen ihrer Braut. Die mehr vom Arrest wußten als von Geschützen. Magnesius wäre fähig, durch

seine Existenz oder deren Schilderung selbst diese zu Militaristen zu machen.

Magnesius bestellte noch eine Flasche Wein und sprach mit mir wie mit seinesgleichen. Von Wirtschaftskrisen, Bankkrediten, Bankrotten, Messeschwindel, gesunkener Geschäftsmoral. Ehrfurchtsvoll und erschüttert hörte ich ihm zu. Was in aller Welt mochte los sein mit ihm? So war er noch nie zu mir gewesen. Kürzlich las ich von Gehirnoperationen, die eines Menschen Persönlichkeit verändern. Oder Magnesius war in den Bannkreis radioaktiver Strahlen geraten? Oder ein Wunderdoktor hatte ihn auf zu hohen Blutdruck hin behandelt und unerwartete Resultate erzielt?

»Auf dein Wohl, Ferdinand. Du mußt dein Geld anlegen, lieber Junge, ich könnte dir dabei helfen.« Ich verstehe Magnesius nicht. »Einen neuen Anzug müßtest du auch endlich haben, Ferdinand.« Ob Magnesius mir einen neuen Anzug schenken will? »Ja, und die hundert Mark kannst du mir ja später mal zurückgeben, Ferdinand.«

Ich ahnte, daß hier ein Mißverständnis zu klären war. Bevor ich mit der Aufklärung begann, ließ ich Magnesius noch russische Eier bestellen. Vorsichtig versuchte ich das mir Wissenswerte zu erfahren.

Ich erfuhr Häßliches über Johanna. Meine Kusine Johanna ist reizend, aber skrupellos. Vor kurzem hatte sie gewettet, es sei ihr möglich, hundert Mark von Magnesius zu bekommen. Ich hatte fünf Mark dagegen gewettet. Johanna hat nun Magnesius erzählt, ich hätte dreizehntausend Mark im Fußballtoto gewonnen und wünschte, das Geld bei ihm anzulegen. Er möge ihr daraufhin hundert Mark für mich

mitgeben. Johanna ist eine überzeugende Lügnerin. Wann werde ich imstande sein, ihr die verwetteten fünf Mark zu geben?

Ich war zu feige, Magnesius aufzuklären. Er gehört zu den Menschen, die blau im Gesicht werden, wenn sie wütend sind. Das kann ich nicht sehen.

Ich tat zerstreut, verschämt, nervös. Ich verabredete mich mit Magnesius für die nächste Woche und bat ihn, mich allein zu lassen. Ich müsse über weitere Finanzaktionen nachdenken.

Magnesius ging, und Heinrich kam. Er stand vor meinem Tisch, dessen holziges Blond ich noch genießen wollte, still und allein. Es war doch mal was Wärmeres, Freundlicheres als die feuchten Novemberstraßen und mein Sargzimmer bei der Witwe Stabhorn.

»Oh, Ferdinand«, sagte Heinrich, und »darf ich noch du sagen? Darf ich mich setzen?« Natürlich durfte er sich setzen. Er war nett und adrett, wie auf Taille gearbeitet. Er hatte ein pfiffiges Gesicht mit treuherzigen Schäferhundauge. Ich kannte ihn nicht, aber warum sollte er nicht du zu mir sagen? »Also du lebst noch!« rief ich hocherfreut. Es ist mir unmöglich, einem Menschen, der mich freundschaftlich begrüßt, zu erklären: »Ich habe keine Ahnung, wer Sie sind.«

Heinrich setzte sich und bestellte eine Flasche Wein. »Erinnerst du dich noch?« fragte er, »an die wilde Nacht während des Krieges in Berlin, als wir Brüderschaft getrunken haben? Es hatte dir gefallen, daß ich Heinrich heiße.« Ich erinnerte mich nicht, aber ich war froh, jetzt wenigstens den Namen meines Duzfreundes zu wissen.

»A votre santé«, sagte Heinrich vornehm und gebildet und hob feierlich sein Glas, »ich habe dich von jeher bewundert, Ferdinand.«

Ich war erschüttert. Ich habe nicht geahnt, daß es ein Lebewesen gibt, das mich von jeher bewundert hat. Welch ein Tag! Taschendieb, Magnesius, Heinrich. Drei Menschen, die mir ihre Wertschätzung zeigten. Und der Tag ist noch nicht zu Ende.

Heinrich ist Redakteur von »Die Morgenröte«. Sie erscheint seit einer Woche oder soll in einer Woche erscheinen, ich weiß es nicht mehr so genau. Ich glaube, vorerst haben sie noch kein Papier und noch keine Lizenz und noch keine Beiträge außer einer Anekdote von Caruso. Heinrich meinte, es sei schwer, es allen Lesern recht zu machen, irgend jemand sei immer dagegen. Am späten Abend wollen Heinrich und ich uns treffen. In der Zwischenzeit soll ich ihm eine Geschichte schreiben, die keinen Anstoß erregt.

Was bringen eigentlich unsere gängigen Nachkriegs-Zeitschriften? Ich kann mir kein einheitliches Bild machen, denn meine Lektüre beschränkte sich bisher nur auf das zerkleinerte Zeitungsmaterial, das als Klo-Papier auf dem Flurklosett hängt. Derartige literarischen Fragmente können reizvoll sein, aber auf die Dauer hinterlassen sie doch nur eine etwas oberflächliche Bildung.

Zeitweilig gewann ich die Überzeugung, als sei Deutschland eine englische Monarchie. Hofberichte über Hofberichte. Ein Jammer, daß die Prinzessin Elizabeth nicht noch mal heiratet. Dann hätte ich ein Thema, mit dem ich weite Leserkreise auf Monate hinaus glücklich machen könnte.

Auch auf Bilder und Berichte von Prinzessin Margaret Rose bin ich häufig gestoßen. Was könnte ich von ihr schreiben? Ich finde, sie bietet etwas wenig. Ich gewann den Eindruck eines netten jungen Mädchens aus guter Familie. Den Berichten nach tanzt sie gern Boogie-Woogie, kauft Kleider, macht eine Reise und steigt in ein Auto. Weniger kann man eigentlich nicht verlangen. Könnte die kleine Dame jetzt nicht mir zuliebe die Kronjuwelen stehlen, die Seeschlange vom Loch Ness heimlich im Oberhaus verstecken, mit einem Erzbischof flüchten und wenigstens so lange unauffindbar bleiben, bis ich durch diskret-spannende Artikel tausend Mark verdient habe?

Gibt es eine Filmschauspielerin, die ich verarbeiten könnte? Ich habe Interviews gelesen. Jemand kommt zu einem Star. Im Sommer wird der Star auf einer Wiese liegend photographiert, während er an einem Grashalm kaut. Das wirkt so natürlich. Der Star empfängt den Reporter, kocht Kaffee, hängt Wäsche auf – »sehen Sie, das muß ich alles selbst machen« –, röhrt in einem Kochtopf, strickt zwischendurch Strümpfe, liest am liebsten Schopenhauer und leichtere Sachen, repariert eine Teppichkehrmaschine, glaubt an den Wiederaufbau. Der Reporter schreibt abschließend: »So ging ich denn von Anna Fischer mit dem Gefühl, einem restlos natürlichen Menschen begegnet zu sein. ›Gnädige Frau‹, sagte ich, ›Sie haben nichts von einem Star.‹ ›Dort kommt mein Star‹, lächelte Frau Anna und hob einen dreijährigen Steppke auf ihre Arme. Und nun darf ich es wohl den Lesern verraten: Anna Fischer, die wir hoffentlich noch oft auf der Leinwand bewundern dürfen, ist glück-

liche Mutter und verheiratet mit ihrem Gatten, dem bekannten Architekten Walter Leibund, der seinerzeit den Unterschied zwischen Beton und Ziegel feststellte. Anna Fischer ist kein Star mit Starallüren.« Ich möchte zur Abwechslung mal von einem echten Star schreiben. Aber augenblicklich ist der natürliche Star mit solidem Familienbetrieb moralische Mode, und die Diktatur der Leserschaft wird verlangen, daß man sich ihr fügt.

Ich glaube, am wenigsten erregt man Anstoß mit Tiergeschichten. Ich habe Tiere gern, aber ich mag nicht, wenn sie gegen mich ausgespielt werden. Bekannte von mir hatten einen Dobermann, ein giftiges Aas, das sein Innenleben nicht in Einklang mit seiner Umwelt bringen konnte. Sein Herr wurde großenwahnsinnig, weil er als einziger von dem Tier nicht angeknurrt und gebissen wurde. Mich biß es ins Ohr, und sein Herr meinte, daß ich die Prüfung nicht bestanden habe. So ein Hund wisse genau, wer gut und wer schlecht sei. Es widerspricht meinem Gefühl von Menschenwürde, dem Werturteil eines Hundes unterworfen zu werden. Einmal habe ich auf das Wohlwollen einer freundlichen Dame mit schönem Busen und sanften Augen verzichtet, weil ihr Seidenpinscher jede ruhige Unterhaltung störte und zum Richter meiner seelischen Qualitäten gemacht wurde. Ich bin bereit, eine Dame des Hauses mit einer Fülle erlesener Schmeicheleien zu füttern, aber ich möchte nicht das Gefühl haben, ihrem Hund Orchideen und Gedichtbände überreichen zu müssen.

Von welchen Tieren könnte ich schreiben? Von Hühnern? Ich weiß nur, daß sie Eier legen, ihr Seelenleben ist

mir fremd. Giraffen gefallen mir gut, sie sind so nett getupft. Aber das zu schreiben, genügt nicht für eine Geschichte.

Von allen Tieren am besten kenne ich Wanzen. Mit deren Sitten und Gebräuchen bin ich vertraut. Ich weiß, daß sie nicht bellen, daß sie Gemeinschaftssinn haben, wenig über Politik sprechen und ein gutes Familienleben im Sinne einer ruhigen und emsigen Fortpflanzung führen. Leider wird Heinrich finden, daß ein feiner Mann eine intimere Kenntnis von Wanzen nicht haben sollte.

Wie wär's mit einer Liebesgeschichte? Ich setze voraus, daß ein Mann und ein Mädchen einander lieben, und beginne meine Geschichte mit einem realistischen Dialog.

»Liebst du mich, Liebling?«

»Ja, ich liebe dich, Liebling.«

»Liebst du mich sehr, Liebling?«

»Ja, ich liebe dich sehr, Liebling – du mich auch, Liebling?«

»Das weißt du doch, Liebling.«

»Hast du auch manchmal Sehnsucht nach mir, Liebling?«

»Wäre ich sonst hier, Liebling?«

»Bist du mein Liebling?«

»Ja, ich bin dein Liebling, Liebling.«

Ich habe gehört und gelesen, daß ein Schriftsteller sich unablässig mühen solle, wahr zu sein. So ein Liebesgespräch ist die lautere Wahrheit, aber es kommt mir, vom literarischen Standpunkt aus gesehen, etwas dürftig vor. Ich glaube, je verliebter Leute sind, um so schlichter und ein-

fältiger reden sie. Liebe läßt den üppigsten Wortschatz dahinschmelzen wie glühende Lava den Schnee. Ich entsinne mich, gelegentlich das zusammenhanglose Gestammel eines Schwachsinnigen vollbracht zu haben. Ich möchte dem keinen dokumentarischen Wert beimessen und es nicht für ewige Zeiten im Druck festhalten.

Es ist nicht einfach, heute in Deutschland eine Liebesgeschichte zu schreiben. Es herrschen strenge Gesetze.

Außereheliche Liebesereignisse darf man nur unter bestimmten Voraussetzungen stattfinden lassen. In Verbindung mit Naturereignissen sind erotische Ausschreitungen geduldet. Zum Beispiel: die herb-blonde Erdmude und der seelisch leidende Horst Dieter reiten durch Wald und Feld. Ein Gewitter überrascht sie. Es hagelt, blitzt, schneit. Man muß schreiben: »die Elemente waren entfesselt«. Erdmude und Horst Dieter flüchten in eine Scheune, die sich zufällig in der Nähe befindet. In der Scheune ist Heu. Dunkel ist es auch. Horst Dieter reißt Erdmude an sich. Alles versinkt um sie. Der Leser verzeiht ihnen, weil Gewitter, Scheune und Heu mildernde Umstände bedeuten.

Ich kenne Scheunen. Sie sind unromantisch und gar nicht anregend. Rostige Gießkannen und Spitzhacken fallen einem auf den Kopf. Das Heu ist stachlig und staubt, daß man niesen muß. Für einen normal veranlagten Menschen ist eine Liebesszene in einer Scheune kein Vergnügen. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum die Gewitter-Scheunen-Liebe literarisch gestattet ist. Was keinen Spaß macht, ist weniger sündig. Auch läßt starke Naturverbundenheit dem Leser Entgleisungen in verzeihlicherem Licht erschei-

nen. Manch einer ist bereit, ein Auge zuzudrücken, wenn das gequälte Paar zum Opfer eines würzig duftenden Waldesbodens wird. Auch ein Waldesboden ist kein reines Vergnügen. Ameisen kriechen einem in die Ohren, Tannennadeln piken, Mücken stechen. Ein Vogel singt in den Zweigen und läßt was fallen. Jeden Augenblick muß man mit dem Auftauchen von Förstern, Jagdgehilfen, Vagabunden, lyrischen Dichtern, beerensuchenden Kindern rechnen. Im Wald kann man sich nicht einschließen. Wenn irgendwo Zweige knacken, erschrickt man. Vielleicht ist es nur ein Reh. Auch von einem Reh möchte ich nicht belauscht werden, wenn ich der Dame meines Herzens mein Geheimnis anvertraue. Mag sein, daß ich übertrieben schamhaft bin. Mag sein, daß ich in meinem Unterbewußtsein das Reh für die Reinkarnation einer einstmals verdienstvollen Jugendfürsorgerin halten würde. Zu allem übrigen dürfte das lichte Sommerkleid der fehlretenden Dame unter der Waldesvegetation leiden. Man sollte meinen, daß für die breite Öffentlichkeit Fehlritt Fehlritt ist, gleichgültig, wo er nun stattfindet. Ich gönne jedem liebenden Paar ein nettes Zimmer mit Couch oder Paradiesbett. Ich glaube aber nicht, daß man das schreiben darf, ohne dem Paar die Sympathien der Leserschaft zu nehmen. In Gedichten darf man etwas großzügiger sein und am großzügigsten in Versen, die gesungen werden. Meine ehrbarsten und strengsten Tanten bekamen verträumte Augen und summten leise die Melodie mit, wenn im Radio ein samtener Tenor sang: »Nur eine Nacht sollst du mir gehören ...« Oder: »Ich weiß auf der Wiesen ein kleines Hotel ...« Oder: »Heute nacht oder nie ...« Sin-

gen darf man das alles, sprechen nicht und unter gar keinen Umständen in Prosa aufgelöst schreiben. Warum? Gelegentlich werde ich mal darüber nachdenken. Jedenfalls ge- traue ich mich nicht, eine Liebesgeschichte zu schreiben. Es würde auch verlangt werden, daß ich die Liebenden für ihre Sünden furchtbar leiden lasse. Das mag ich nicht.

Ob ich die Geschichte meines Wämschens schreiben soll?

Ich kam aus der Gefangenschaft. Seit undenklichen Zei- ten war ich nur noch gewesen, was andere wollten. Kaum wußte ich, ob ich als selbständiges Lebewesen noch vorhan- den war. Im Krieg habe ich's zu mehrfachem Arrest und zum Obergefreiten gebracht. Orden habe ich nicht und bin dar- auf angewiesen, daß meine Umgebung einen angeborenen Seelenadel bei mir feststellt.

Als ich aus der Gefangenschaft nach Deutschland kam, war ich immer noch keine Privatperson. Ich war noch immer nicht Herr Timpe, Ferdinand Timpe. Ich war ein Heimkeh- rer. Man sah es mir an, und ich wurde entsprechend behan- delt. Viele Leute waren nett zu mir. Sie klopften mir auf die Schulter, sie sagten: »Na, Kamerad!« Oder: »Wohl Heimkeh- rer, was?« Oder: »Wie war's denn in der Gefangenschaft?« Sie wollten was von mir wissen oder wollten auch nichts von mir wissen. Sie sagten »du« zu mir und redeten mich an, wie und wann sie Lust hatten. Sie hatten Mitleid mit mir oder auch kein Mitleid mit mir – wie's gerade kam und ih- rer Gemütsstimmung entsprach. Ihre Teilnahme gab ihnen ein Recht auf mich, und ich hatte weiter zu sein, was an- dere wollten. Ich war mal wieder abgestempelt, ich war ein

Heimkehrer. Ehrlich gesagt, das Wort »Heimkehrer« widerstrebt mir. Es hat was von einer Markenbezeichnung für Teppichkehrmaschinen oder Staubsauger. Kehrer! Heim-Kehrer. Der ideale Heimkehrer. Das Wort hat auch was, das nach Heim riecht und nach Betreuung. Heim für Obdachlose, Heim für gefallene Mädchen, Heim für entlassene Sträflinge, Heim für verwahrloste Kinder. Bei allem, was mit Heim zu tun hat, sind die Außenstehenden und Gründenden meistens sehr gerührt – über sich selbst. Die Opfer, die drin sitzen, müssen entweder die Rolle des undankbaren Objekts spielen oder an Leib und Seele kastriert sein. Das einzig Vernünftige, das die Gerührten geben könnten, wäre Geld, und das geben sie nicht.

Ich saß im Zug nach Köln und wollte kein Heimkehrer sein, sondern ein ganz neutrales, normales Privatwesen namens Ferdinand Timpe.

Ich sah unverkennbar heimkehrerhaft aus. Im Kölner Wartesaal wollte ich ein Glas Bier trinken. Ein älteres buntes Mädchen setzte sich zu mir und wollte Zigaretten und mich mitnehmen. Ich gab ihr Zigaretten und lud sie zu der Flasche Schnaps ein, die ich bei mir hatte. Schön war das Mädchen nicht, aber brav und freundlich. Man kann schließlich als Heimkehrer nicht erwarten, bereits auf dem Bahnsteig von kostbaren, brokatumhüllten römischen Kurtisanen empfangen zu werden. Im übrigen stand mir nicht der Sinn nach fraulicher Betreuung – weder durch köstliche Kurtisanen noch durch ein sturmerprobtes Ruinen-Mädchen. Auch zu meiner Braut Luise zog mich nichts.

Ich machte mich auf den Weg nach dem Vorort Nippes